

Predigt zur Eröffnung der Synode am 29. September 2016 in Mainz

Liebe Schwestern und Brüder, nun sitzen Sie hier und harren der Dinge. Bis Sonntag werden wir uns mit einem bunten Strauß an Themen beschäftigen. Über diakonische Projekte werden Sie informiert werden. Sie dürfen sich über Sakramentalität, Ehe und Partnerschaft Gedanken anderer anhören und selber Gedanken machen. Und dann dürfen sie auch noch über 49 Anträge abstimmen.

Nicht alles, was Ihnen geboten wird, ist mörderspannend. Und nicht mit jeder Materie werden Sie vertraut sein. Vielleicht werden Sie bei dem einen oder anderen Antrag darauf vertrauen, dass die Sache schon irgendwie richtig ist und sich ganz auf die verlassen, die ein Statement abgeben. Das ist im Übrigen eine Haltung, ohne die ich nicht durch das Bischofsamt käme. Nur als Beispiel: Die von mir unterzeichnete Datenschutzordnung (Antrag 48) habe ich nicht wirklich gedanklich durchdrungen – um es vorsichtig zu formulieren. Da habe ich mich ganz auf unseren Generalvikar und unsere Juristen verlassen.

Es ist doch erstaunlich, dass wir alle miteinander in unserer ganzen Verschiedenheit über diese höchst unterschiedlichen Themen beraten und entscheiden dürfen. Wäre es nicht besser, über theologische Fragen würden nur Theologinnen und Theologen, über juristische nur Juristinnen und Juristen und über finanzielle nur die entsprechenden Finanzfachleute beraten und entscheiden? Oder noch besser: Warum nicht alles vertrauensvoll in die Hände Ihres Bischofes legen? Der wird es schon irgendwie machen. Wozu ist er geweiht?

Unsere Synodalität lebt von einer Grundannahme, die sie übrigens mit der Demokratie teilt. Dass nämlich prinzipiell alle in der Lage sind, sich ein Urteil zu den Fragen des Gemeinwesens, in diesem Fall: der Kirche, zu bilden und dass deshalb prinzipiell alle – im Rahmen der gegebenen Ordnung – mitentscheiden können. Es findet sich diese Grundannahme in dem oft zitierten Satz: Was alle angeht, soll von allen entschieden werden. Klammer auf: So ganz stimmt das nun auch wieder nicht. Die Synode sind nicht „alle“. Gott sei Dank gibt es mehr Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken, als in dieser Kirche versammelt sind! Klammer zu.

Wenn man Synodalität rein funktionalistisch betrachtet, dann dient sie – wie die Demokratie – dazu, Macht zu kontrollieren, indem diese möglichst breit verteilt wird. Indem möglichst viele an Entscheidungsprozessen beteiligt werden, werden zudem Fehler minimiert. Denn es leuchtet ein: Wenn einer entscheidet (also nur der Bischof), ist die Gefahr, dass er irrt, relativ hoch. Je mehr sich an Entscheidungsprozessen beteiligen, umso mehr Argumente und Sichtweisen fließen ein. Irrtum ist deshalb nicht ausgeschlossen. Doch einer Gemeinschaft fällt es leichter, einen Fehler zu korrigieren, als dies bei einem einzelnen Menschen der Fall ist. Die Eitelkeit steht solcher Fehlerkorrektur oft im Weg.

Wie freilich kommt man zu der Grundannahme, jeder und jede könne und dürfe die Geschicke der Kirche mitbestimmen? Selbstverständlich ist das ja nicht. Ich will hier eine Antwort versuchen, die am Ende ziemlich fromm wird.

Es ist kein Zufall, dass wir jede Synode mit einer Messe zum Heiligen Geist beginnen. Auch in einem Internetforum wurde dieser Synode bereits viel Heiliger Geist gewünscht. Manche werden sagen: Schaden kann das nicht. Trotzdem dürfte ich nicht fehlgehen in der Annahme, dass nicht jedes Wort, das in den kommenden vier Tagen in der Synodenaula zu hören sein wird, vom Heiligen Geist inspiriert ist.

Mit dem Heiligen Geist ist oft die Vorstellung verbunden, als sei das so etwas wie hochdosiertes göttliches Vitamin. Man bittet darum, bekommt es und schon geht alles hochinspiert von statten. Das ist ein geradezu materielles bis magisches Missverständnis des Heiligen Geistes.

Wenn wir zu den Anfängen des Nachdenkens über den Heiligen Geist zurückgehen, dann taucht er auf, als die Christinnen und Christen versuchen, die Beziehung zwischen Gott und Jesus zu beschreiben. Der Heilige Geist ist also zunächst eine Beziehungskategorie. Vielleicht könnte man sogar von einem Beziehungsgeschehen sprechen (da bin ich mir aber nicht sicher; da war die Zeit zu kurz, das durchzudenken).

Die Pfingstgeschichte jedenfalls können Sie als eine Beziehungserfahrung deuten. Die Jüngerinnen und Jünger machen eine tiefe Gemeinschaftserfahrung untereinander, was im Bild des Sprachenwunders erzählt wird. Plötzlich verstehen sich alle. Wer würde sich das nicht für eine Synode wünschen? Es ist aber zugleich eine göttliche Gemeinschaftserfahrung. Ein Philosoph hat Pfingsten als die Erfahrung der Jüngerinnen und Jünger beschrieben, dass Christus in jedem einzelnen lebt und dies die Jüngerinnen und Jünger untereinander verbindet. Erst diese gemeinsame Erfahrung hat aus vielen Individuen die Kirche geformt.

Ich würde deshalb die These wagen, die synodale Struktur der Kirche, die Grundannahme, dass prinzipiell alle mitentscheiden können, leitet sich von jener pfingstlichen Erfahrung der doppelten Gemeinschaft ab. Pfingsten haben die Jüngerinnen und Jünger als etwas erfahren, was alle bestehenden Unterschiede aufhebt. Wenn wir um den Heiligen Geist bitten, dann bitten wir immer um die Erneuerung dieses Beziehungsgeschehens, um diese Gemeinschaftserfahrung.

Ich habe Sie vorgewarnt: Es endet fromm. Wenn ich das Gesagte versuche weniger abstrakt auszudrücken, dann lande ich bei der Frage nach der persönlichen Gottes- und Christusbeziehung. Ob wir zu Recht einen Platz in der Synodenaula haben, hängt an der schlichten und frommen Frage: Lebe ich aus einer lebendigen Gottes- und Christusbeziehung? Sie begründet mein synodales Recht und nicht irgendwelche Kompetenzen. Und ich hoffe, dass dies – bei allem Kleinkram, den wir zu verhandeln haben – immer wieder spürbar ist. Dass immer wieder spürbar ist, dass eine lebendige Gottes- und Christusbeziehung uns eint.

Bischof Dr. Matthias Ring